



Peter Landgraf

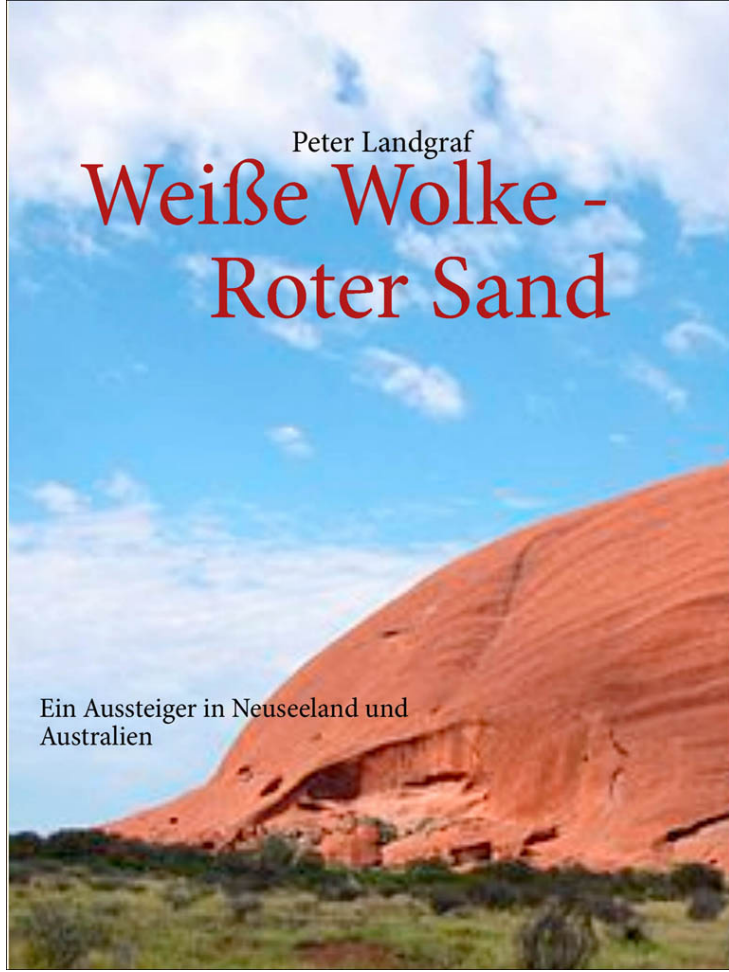
# Weiße Wolke - Roter Sand

Ein Aussteiger in Neuseeland und  
Australien

Peter Landgraf

# Weißer Wolke - Roter Sand

Ein Aussteiger in Neuseeland und  
Australien



Peter Landgraf

## Weißer Wolke – Roter Sand

Ein Aussteiger in Neuseeland und Australien

Books on Demand

# Inhalt

## Teil I - Neuseeland

Auftakt in Auckland - der City of Sails

Coromandel, die goldene Halbinsel

Von der Bay of Plenty nach Rotorua

Feuer, Wasser und Eis

Die ‚Wiege‘ Neuseelands und der Käse

Queenstown und der Übermut

Fjorde, Seen und ein Erdbeben

Schafe, Scherer und Exoten

Über die Südalpen nach Kleinengland

Tafel - Die Entdeckung Neuseelands

## Teil II - Australien

Sydney und die schwangere Auster

Berge die keine sind

Die Apostel und der Wein

Begegnungen im Nirgendwo des Outbacks

Natur pur am Great Barrier Reef

Tropenflair in Port Douglas

Das Schicksalsriff

## Anhang

Karten und Routen - Neuseeland und Australien

Literatur und Quellenverzeichnis

Bildnachweis

# Teil I - Neuseeland

## Auftakt in Auckland - der City of Sails

Das Eis knirschte, als der Kellner die Weinflasche mit dem Sauvignon Blanc aus Marlborough in den Kühler stellte. Wir prosteten uns zu.

„Auf einen schönen Urlaub“, wünschte Irene.

„Auf noch viele schöne, gemeinsame Jahre“, gab ich zurück.

Wir saßen auf der Terrasse des Ferry Buildings in der Quay Street in Auckland im Restaurant Harbourside Seafood Bar & Grill. Das alte Gebäude mit seiner prächtigen viktorianischen Fassade erinnerte an die von den Engländern geprägten Anfänge der Stadt und des Landes. Wir hatten uns an einem weiß eingedeckten Tisch im ersten Stock im Freien niedergelassen. Die Sonne stand hoch und spiegelte sich vor uns in den Wellen der weiten Bucht. Ihr Glitzern blendete.

Waitemata Harbour lese ich auf dem Stadtplan des Reiseführers, den ich vor mir ausbreitete. Wai bedeutet in der Sprache der Polynesier Wasser. Diesem Wort begegneten wir oft auf unseren früheren Reisen nach Hawaii. Wai-te-mata heißt in der Sprache der Maori ‚Wasser wie Obsidian‘, soviel wie ‚Wasser das wie vulkanisches Glas glänzt‘ - ein schönes Spiel mit den Worten für den Namen einer Bucht. Blinzeln gab ich mein Wissen weiter und setzte zum Schutz der Augen die Sonnenbrille auf.

Direkt unter uns standen die auf die nächsten Fähren wartenden Abreisenden in Schlangen aufgereiht und diszipliniert - ein von den englischen Vorfahren vererbter Charakterzug. Die Ankömmlinge dagegen drängten wild durcheinander heraus, neun von zehn hatten es eilig, als würden sie ein einmaliges Ereignis nicht versäumen wollen,

oder aus Angst einen Zug zu verpassen oder zu spät zur Arbeit zu kommen. Sie hetzten und stolperten, ohne auf das schöne Wetter zu achten, auf das lebendige Treiben rings um den Hafen und draußen auf der Bay, so wie wir es taten, die Zeit hatten, die wir uns die Zeit nahmen, die uns schier endlos zur Verfügung stand.

Der Server, wie ein Kellner hier genannt wird, hatte bereits sein reiches Wissen über den Weinbau in Neuseeland vor uns ausgebreitet. Die besten Anbaugelände für Grauburgunder und Sauvignon Blanc seien im Marlborough County auf der Südinsel und wir folgten seiner Empfehlung für einen frischen, nicht zu schweren Tropfen, der zu Schalentieren am besten passen würde.

Er kam an den Tisch zurück und reichte die Speisekarte. Wir waren von Singapur kommend kurz nach 10 Uhr gelandet, belegten rasch unser Zimmer im Hotel und verspürten großen Hunger. Noch bevor wir die Karte aufschlugen, gab er uns zu verstehen, dass alles von der Küche kalt auf Eis oder warm zubereitet und von ihm ganz nach unseren Wünschen serviert werden würde. Auf die Frische des Fangs wies er besonders hin, auf den Fischreichtum des Hauraki Golfs, den wir gar nicht kannten oder besser gesagt, von dem wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten, wo er lag, und dann nahm er uns mit seiner Empfehlung das Lesen ab:

„Austern garniert mit Schalotten in Worcestershire Sauce sind eine Spezialität des Chefs, Muscheln bereiten wir würzig mit Chili auf Tomatensoße oder auch Tiger Prawns mit Knoblauch und Chili, gern wird auch Seafood im Topf bestellt mit King Prawns und Scampi oder gemischte Venus-, Mies- und Jakobsmuscheln mit Vinaigrette.“

Bei seiner Aufzählung lief mir das Wasser im Mund zusammen. Natürlich gäbe es auch Gerichte, die man nur warm servieren würde, wie zum Beispiel Seafood Linguine. Aber nach Pasta stand uns nicht der Sinn. Wir wollten Schalentiere, Shellfish wie man hier sagt, schauten uns an,

waren uns einig und bestellten das Highlight der Küche, die Harbourside Seafood Platter.

Bei der Reisevorbereitung hatten wir wiederholt diskutiert, ob der Anreise über Los Angeles jener über Singapur der Vorzug zu geben sei. Schließlich entschlossen wir uns für die Ostroute, gegen den Lauf der Sonne und mit Zeitverlust. Ein Zwischenaufenthalt in der mehr exotischen Metropole schien uns als Einstieg in den Ausstieg viel versprechender, zumal wir beide Städte von ausgiebigen Besuchen bereits kannten und unsere Sympathie mehr der Singapur Airline als der Air France und der Quantas galt und der bereits für das kommende Jahr ins Auge gefasste Aufenthalt in Französisch Polynesien ohnehin nur mit den Franzosen günstig zu gestalten sein wird.

Von wegen Zeitverlust!? Sie stand uns ab dem Tag des Aufbruchs in reichem Maße zur Verfügung. Nach achtunddreißig Jahren hatte ich mich entschieden, das Berufsleben aufzugeben, dieses gewissermaßen an den imaginären Nagel zu hängen und in den vorzeitigen Ruhestand zu treten. Ein erlittener Blutsturz entpuppte sich als Folge eines tennisballgroßen, zum Glück nicht bösartigen Magengeschwürs, dessen Oberfläche platzte und blutete und das zusammen mit zwei Drittel des Magens entfernt werden musste. Von diesem Tag an erreichte ich nicht mehr die von mir gewohnte Leistungsstärke. Mit 120 zu arbeiten blieb eine Sache der Erinnerung und mit den nur noch zu erbringenden 90 Prozent lief ich Gefahr, als einer von vielen Schwächeren zu enden, was meiner Arbeitsauffassung nicht entsprach und meiner bisherigen Lebensphilosophie einen unverzeihlichen Knick gegeben hätte. Völlig unerwartet und durchaus überrascht zeigte der Vorsitzende der Geschäftsführung nicht nur Verständnis für meinen Wunsch, spätestens im Alter von zweiundsechzig Jahren ausscheiden zu wollen, obwohl mein Vertrag diesen Schritt frühestens nach dem dreiundsechzigsten Geburtstag vorsah. Mein oberster Chef, ein Italiener, dem ich vor genau zwanzig

Jahren zum ersten Mal in Venetien geschäftlich begegnete, überließ es mir, den letzten Arbeitstag zu bestimmen unter dem großzügigen Hinweis, dass meine Ruhestandsregelung ohne Abstriche vorgezogen werden würde.

Ein Stein fiel mir von der Brust. Lange hatte ich mit dieser Entscheidung gekämpft und schließlich mich im Einverständnis mit meiner Frau dazu durchgerungen, diesen Schritt auch dann zu gehen, wenn wir zwei bis drei Jahre von unseren Ersparnissen leben müssten. Wie sich herausstellte, war der große Boss mehr auf meiner Seite, als ich erahnte. Ich zeigte ihm meine Dankbarkeit und sicherte ihm Stillschweigen über die großzügige Lösung zu, woran ich mich jetzt, nach mehr als zehn Jahren, beim Niederschreiben meiner Erinnerungen nicht mehr gebunden fühle.

Über mehrere Sachverhalte war ich mir von Anfang an im Klaren. Wenn ich aufhöre zu arbeiten, dann vollständig und ohne wenn und aber. Eine Beratertätigkeit, beim wem auch immer, würde ich nicht annehmen. Geld, und wenn mir noch so viel geboten würde, könnte mich nicht locken. Ich würde mir selbst und meinem Arbeitgeber, der meinen Ruhestand größtenteils mitfinanzieren würde, treu bleiben wollen. So geschah es auch. Ich widerstand großzügigsten Verlockungen.

Am 1. April begann für mich ein neues Leben; nicht ganz, aber fast auf den Tag genau. Was anfangs von vielen als Aprilscherz gedeutet wurde, war für mich eine ernste Angelegenheit. Ich hörte in der Tat mit diesem Termin auf zu arbeiten. Na ja, die erste Woche war mit nicht vermeidbaren Terminen noch voll gestopft, einschließlich einer Großveranstaltung am ersten Aprilwochenende in Berlin. Am Vormittag des 10. April besuchte ich zum letzten Mal einen in der Nähe des Firmensitzes regional bedeutenden Kunden, am Abend dieses Tages wurde ich im Beisein von zwei Mitgliedern des Vorstandes aus dem von mir ausgewählten Kreis von Firmenmitarbeitern verabschiedet, am 11. April



nahm ich noch an einer Arbeitstagung teil, um die Erkenntnisse der letzten Tage, besonders von der Tagung in Berlin einzubringen, am 12. April räumte ich – um ehrlich zu sein etwas wehmütig – mein Büro und fuhr nach Hause, am 13. April packte ich meinen Reisekoffer, der mich jahrelang auf meinen Dienstaufträgen begleitet, diesmal mit mehr legerer Kleidung, und am 14. April stieg ich zusammen mit meiner Frau ins Flugzeug.

Niemand – außer unseren Kindern, meinem Bruder und der Sekretärin – wusste über meine Reisepläne, die Ziele und die Dauer der Aufenthalte Bescheid. Ich wollte soweit weg wie möglich und solange ich, oder besser gesagt, solange wir dies aushalten würden. Das ferne Neuseeland und Australien schienen mir geeignet für meinen Ausstieg aus dem Berufsleben.

Und dann waren wir dort, in Neuseeland, saßen immer noch auf der Terrasse, blickten über die weite Bucht vor uns und genossen den frühen Nachmittag. Irgendwo im Nordwesten, auf der anderen Seite des Erdballs, lagen Frankfurt und unser Wohnort im Taunus, 19.314km entfernt, wie die Tafel auf dem Vorplatz des Flughafens hier in Auckland verriet. Kurz nach Mitternacht war es dort, halb zwei Uhr um genau zu sein.

Der Kellner stellte nach einigem Warten mit großartiger Geste eine Etagere auf den Tisch. Die Harbourside Seafood Platter bestand aus drei übereinander angeordneten und unterschiedlich großen Schalen, die von einem Metallgestell getragen wurden.

„On Top finden Sie Austern“, begann er seinen Vortrag, „dann Grünlippmuscheln, das ist eine neuseeländische Spezialität, einen Krabbencocktail, Tintenfisch mit mildem Sahnemeerrettich aber auch würzigem Chili, in der Mitte folgen zwei weitere Gänge, ein Thunfisch- und Lachs-Sashimi mit Wasabi, Sojasauce, Ingwer und geraspeltem Rettich und große Tiger-Prawns. Schließlich haben wir für jeden von Ihnen als Krönung auf der unteren Schale eine

halbe Languste mit verschiedenen Dips und einer Zitrone angerichtet. Genießen Sie Ihre Seafood Platter.“

Während wir uns die köstlichen Meeresfrüchte und den Wein schmecken ließen, die Bewegungen der Schiffe in der Bucht und an den Anlegestellen der Fähren direkt unter uns beobachteten, kehrten meine Gedanken ab und an flüchtig und ganz schnell und ohne länger zu verweilen in die Vergangenheit zurück, obwohl ich die Zukunft für mich neu gestalten wollte, anders als dies mir in den Jahrzehnten meines Berufslebens möglich war, in denen mich Termine in ein zeitliches Korsett zwangen – monatliche oder jährlich wiederkehrende, von mir selbst festgelegte, von Dritten erbetene oder mir aufgezwungene. Gerade diese Steuerung von Außen ließ den Zeitdruck oft unerträglich empfinden. Da half kein Seminar über Zeitmanagement, kein noch so durchdachtes Time-System aus Tages- und Monats- und anderen Blättern, das zwar beim Ordnen der Aufgaben, Sichtbarmachen der gesetzten Prioritäten und einer ersten Planung nützlich war, die Arbeit und mit ihr die Fülle der Termine nicht geringer werden ließ.

„Sind Sie mit einem Segelboot unterwegs“, wollte der Kellner wissen als er mir die Rechnung überreichte und mich mit seiner Frage aus meinen Gedanken riss.

Meine Segeljacke, die ich für diese Reise als Allwetterwaffe mitnahm, hing locker über der Lehne eines freien Stuhls an unserem Tisch. In die sichtbare Innenseite ließen die Designer eine Windrose sticken mit der Marke ‚Blue Line‘ und darunter die Worte ‚To sail round the world with a sailing boat‘.

„Nein, wir wollen mit dem Auto Neuseeland kennenlernen, zuerst hier im Norden und später natürlich auch auf der Südinsel.“

Unmittelbar an das Ferry Terminal und die Docks grenzten von unserem Sitzplatz aus gut überschaubar das Viaduct Basin, das America’s Cup Village und der Westhaven Boat

Harbour, in dem sich hunderte von Masten der dort liegenden Segelboote in den Himmel reckten.

„Während des America's Cup muss hier allerhand los gewesen sein“, bemerkte ich zu ihm.

„Es war die Hölle. Ganz Neuseeland war auf den Beinen und die halbe Welt war in Auckland zu Gast. Das war gut für das Geschäft.“ Er unterstrich das Gesagte mit einem Reiben von Daumen und Zeigefinger und entschwand.

Nirgendwo auf der Welt sollen die Menschen so stark vom Segelvirus befallen sein, wie hier in Auckland. Die Stadt gab sich bezeichnenderweise den Namen City of Sails und den meisten Einwohnern bedeutet ihr Segelboot mehr als das Auto, mit dem sie zur Arbeit fahren.

Die Begeisterung überschlug sich und versetzte ganz Neuseeland in einen Trancezustand, als es dem Team Neuseeland gelang, erstmals den prestigeträchtigen America's Cup zu gewinnen. Das war 1995. Als Sieger durften die Verantwortlichen bestimmen, wo das nächste Rennen ausgetragen werden sollte. Sie wählten für das dreißigste Rennen im Jahr 2000 Auckland, die Waitemata Bay und den angrenzenden Hauraki Golf. Und wieder gewann das Team Neuseeland auf dem Boot Black Magic den Cup, zwei Monate vor unserem Eintreffen.



Der America's Cup hat eine lange Geschichte. Im Jahr 1851 fand in London die erste Weltausstellung statt. Der noble englische Club Royal Yacht Squadron nahm dies zum Anlass, die Amerikaner im Namen des Vereinigten Königreiches zu einem Regattawettbewerb einzuladen. Der US-amerikanische Schoner „America“, ein Zweimaster, kämpfte bei der Umrundung der Isle of Wight gegen 15 britische Wettbewerber und fuhr als Erster durch die

Ziellinie. Dieser Sieg war so spektakulär, dass die Regatta fortan unter dem Namen America's Cup ausgetragen wurde. Die Briten haben den Cup bis heute noch nie gewonnen, allein fünfmal forderte der englische Unternehmer Thomas Lipton und Inhabern von Lipton Tee seine Angstgegner, die Amerikaner heraus, doch immer vergeblich - die Briten hatten eben nur die Idee.

1983 blieben die Amerikaner zum ersten Mal zweiter Sieger. Die Australier fuhren ihnen als Herausforderer davon und 1995 - Welch eine Sensation - passierten die Neuseeländer als Erste die Ziellinie.

Das Rennen der großen Klassiker benötigt nicht nur erstklassiges Material, sondern eine Crew aus wahren Kennern, die mit der verwirrenden Komplexität der Gaffelriggs der schnellen Schiffe expertengleich umgehen können. Die bisher größten Segelyachten, die Westward und die Eleonora, waren 50 Meter lang und brauchten die Hände von 30 erfahrenen Männern, um ins Rennen geschickt werden zu können. Das kann kaum jemand noch bezahlen. Nach den heute geltenden Regeln der „International America's Cup Class“ (IACC) müssen sich die Yachten in einem vorgegebenen, kleineren Rahmen bewegen. Ein typisches Boot hat über alles eine Länge von 26 Meter bei einer Segelfläche am Wind von 320 Quadratmeter plus einen Spinnaker von maximal 510 Quadratmeter. Gesegelt wird mit einer Crew von 17 Personen plus einen Gast. Durch die riesige Segelfläche lasten gewaltige Kräfte im Rigg und auf den Schoten und Stagen.

Ein glücklicher Zufall wollte es, dass wir bei einem Spaziergang durch den Hafen von Key West in Florida auf den originalgetreuen Nachbau der America stießen und mit ihr einen Törn unternehmen konnten. Mit einem Kapitän und nur sechs Mann weiterer Besatzung lief die Yacht hinaus in die Karibik. Nochmals stand das Glück auf unserer Seite. Wir konnten uns auf einem der Gästeplätze unmittelbar hinter dem steuernden Skipper niederlassen und das gesamte

Geschehen aus bester Position beobachten und alle Kommandos vernehmen. Immerhin erreichte die America mit uns an Bord in der Spitze 17 bis 19 Knoten. Ihr Rekord liegt bei knapp unter 30 Knoten. Nur wer selbst schon einmal am Ruder einer Segelyacht stand kann beurteilen, was Wind und Wellen mit einem Schiff anrichten können und was diese Geschwindigkeiten auf offener See bedeuten.

Wie bescheiden wirken da meine eigenen Erfahrungen beim Segeln. Ich erinnerte mich an einen Törn mit zwei erfahrenen Freunden, die beide das Kapitänspatent besitzen, mit denen ich als Lernender durch die Inselwelt Dalmatiens schipperte - mit Albrecht und Klaus. Wir charterten in Split eine nagelneue Bavaria 34 Cruiser mit einer Länge von 10,40 Meter - eine bescheidene Yacht im Vergleich zu den Booten der großen Regatten. Unter Motor verließen wir, mangels Wind, den Hafen und die Bucht und versuchten am Nachmittag und den beiden Folgetagen Winden von 4 bis 5 Freude abzugewinnen, die wir mehr in den malerischen Buchten und in den Hafenkneipen fanden. Dann schlug das Seglerherz höher. Tage mit Windstärken 6 bis 8 und Fahrten mit 5 bis 8 und in der Spitze sogar 9 Knoten folgten, bis uns schließlich die Bora, wie der kalte Nordwind in der See Dalmatiens genannt wird, mit Sturmböen von 9 bis 10 in den Hafen von Lastovo und zum vorzeitigen Abbruch des Törns zwang. Die Crew einer Regatta des America's Cup wäre da erst zur Hochform aufgelaufen, aber unsere Yacht war diesen Bedingungen nicht gewachsen.

Während ich beim Schreiben dieser Reiseerinnerungen über meine eigenen Segelerlebnisse nachdachte, berichtete die Deutsche Presse-Agentur von der geglückten Weltumsegelung der erst 16-jährigen Holländerin Laura Dekker, die am 22. Januar 2012 mit ihrem Boot „Guppy“ am Ziel ihrer einjährigen Reise auf der Karibikinsel St. Maarten ankam. Sie hatte 27.000 Seemeilen zurückgelegt und war

der jüngste Mensch, der jemals allein die Welt umsegelte. „Nie wollte ich aufgeben. Es ist ein Traum, und ich wollte ihn erleben.“ Das waren ihre Worte nach der Ankunft. Was für eine grandiose Leistung! Und wer kann schon von sich behaupten, sich einen Traum, seinen ureigenen Traum, bereits in so jungen Jahren erfüllt zu haben. Du wirst dir gewiss noch weitere Träume in deinem Leben erfüllen, rief ich Laura in meinen Gedanken zu.

Noch unterwegs waren zu dieser Zeit die Teilnehmer am Volvo Ocean Race, das seit 1973 ausgetragen wird. Sechs Teams kämpften mit ihren Booten um den sportlichen Sieg der „Race around the World“ - Camper (Emirates/Neuseeland), Puma (USA), Groupama (Frankreich), Telfonica (Italien), Sanya (China) und Abu Dhabi (Vereinigte Arabische Emirate). Mehr Teams konnten sich das für jedes Boot etwa 20 Millionen Euro teure Spektakel des Hochsee-Segelns nicht leisten.

Gestartet wurde in Alicante und über Kapstadt, Abu Dhabi, Sanya, Auckland, Itaja (Brasilien), Miami, Lissabon und Lorient (Frankreich) ging die Tour nach Galway in Irland. Zusätzlich zu den Hochseestrecken mussten In-Bay-Rennen bewältigt werden. Neuseeländische Segler waren auch an Bord und dabei. Sie wurden jedoch von einem arabischen Unternehmen gesponsert, das den ehemals spanischen Schuhhersteller Camper aufgekauft hat. Den Neuseeländern selbst war das Geld ausgegangen.

Mit Segelromantik hat ein solcher Törn beileibe nichts zu tun. Die Burschen sind hart gesotten, die sich bei Sturm und Regen, bei eisiger Kälte in der Nähe arktischer Gewässer und glühender Sonne am Äquator, bei Tag und Nacht auf Deck aufhalten und die Segelmanöver durchführen. Ein breites Kreuz und kräftige Oberarme zeichnen sie aus und eine stoische Ruhe selbst in schwierigsten und unangenehmsten Lagen. Nichts kann sie aus der Fassung bringen.

Mit einem dieser drahtigen Burschen kam ich am Abend im Waterfront ins Gespräch. Nach einer Ruhepause im Hotel, die wir zum Ausgleich des Jetlags einlegten, zog es uns zur Happy Hour nochmals in die Hafengegend, wo wir glücklicherweise eine Parklücke erhaschten, die gerade frei wurde. Am Ocean Terminal studierten wir kurz die Menükarte des Cin Cin on Quay. Das befindet sich im Erdgeschoß unter dem Restaurant Harbourside Seafood Bar & Grill, das uns mittags zum angenehmen ‚Verhängnis‘ wurde.

Doch wir gingen weiter zum nur wenige Schritte entfernten Viaduct Basin, wo kleine und große Motoryachten und Segelboote vor Anker lagen oder an den Muringleinen festmachten. Die auf den Steven aufgesetzten Klüverbäume der größeren Segler reichten fast bis an die Reling des Decks im 1. Stock eines Gebäudes, auf dem Tische und Stühle eines Restaurants standen. Der Blick von dort direkt über die Hafenbecken sagte uns zu. Waterfront Cafe & Bar las ich. Ein Schild lockte völlig überflüssigerweise Besucher zur Happy Hour von 4.00pm bis 7.00pm an. Das tägliche Angebot günstiger Drinks scheint stadtbekannt zu sein, denn die Terrasse war bis auf den letzten Platz belegt. „Serving the best view in the Viaduct.“ Der Werbespruch stimmte. Nicht übertrieben stellten wir fest.

Wir baten, uns einen Tisch auf dem Deck zu reservieren und zwängten uns zuerst zwischen den lärmenden Männern mit offenbar durstigen Kehlen hindurch an die lange Bar, wo wir gerade noch einen Hocker ergattern konnten.

Einer dieser drahtigen Segelburschen, die über den Tresen gelehnt ihr Bier schlürften, wollte wissen, ob wir auf einem Törn unterwegs seien, was ich verneinte. Ich erzählte ihm jedoch, weil er sich vielleicht dafür interessieren könnte, von unserem Trip auf der America, dem wir uns erst kürzlich in Florida angeschlossen hatten.

„Hört mal“, wendete er sich an seine Kameraden, „dieser Mann segelte die alte America um das Kap von Key West in

Florida.“

„Nein, nein“, wehrte ich ab, „meine Frau und ich waren nur als Gäste an Bord und wir durften beim Hissen und Raffen des Großsegels mithelfen.“

Mein Nachbar klopfte mir anerkennend auf die Schulter, während einer seiner Freunde süffisant zu lächeln begann und andere verstohlen etwas vor sich hinhinmurmeln, was uns betraf, aber für unsere Ohren nicht bestimmt war.

„Auf jeden Fall war die kurze Kreuzfahrt auf der Yacht, nach der der America's Cup benannt wurde, für uns ein unvergessliches Erlebnis.“ Mit dieser Bemerkung schloss ich die Unterhaltung.

Gerade in diesem Moment erlöste uns der Kellner von weiteren Sticheleien und führte uns zu dem reservierten Tisch.

Im Vorspann der Menükarte schrieb der Chef des Hauses ein farbiges Statement nieder: „Wenn die Sonne untergeht, verwandelt sich The Waterfront in eine rot flimmernde Bar und einen heißen Nachtclub, wo quirlige Barkeeper die Nacht bei köstlichen Designer-Cocktails vergessen und elektrisierende DJs Hip-Hop und Funk der alten Schule ablaufen lassen.“

Vom Salat über Tortillas, Sandwichs, Burgers, Steaks und Seafood bis zum süßen Dessert servierte sie alles, was Land und Meer bieten – und das zu moderaten Preisen.

„Please inform your server of any food allergies“, stand ganz am Schluss des mehrseitigen Speisebuchs.

„Welche Allergien lösen die Burgers aus?“, fragte ich gut gelaunt den Kellner. Er verstand Spaß, verneinte und meinte dabei, dass Hot Chili die beste Medizin sei. Wir bestellten und verfolgten gebannt den Sonnenuntergang während des Abendessens.

„Sollte nochmals jemand von uns wissen wollen, ob wir auf einem Segeltörn unterwegs sind, dann werde ich ihm antworten, na klar Mann, wir starteten vor zwei Jahren in Germany und haben jetzt Halbzeit. Gekommen sind wir über



den Pazifik und über den Indischen Ozean segeln wir zurück.“ Lachend machten wir uns auf den Heimweg.

Am nächsten Morgen ließen wir uns nach dem Frühstück auf der kleinen Hotelterrasse nieder. Wir hatten Quartier in Parnell bezogen, einem zentrumsnahen Viertel oberhalb der Hobson Bay. Zu unseren Füßen erstreckte sich der üppige Rose Park mit seiner bunten Rosenpracht. Am Horizont dahinter lag der Hauraki Golf wie ein silbern schimmerndes Band.

Ich blätterte in der Tageszeitung, dem New Zealand Herald. Die Auseinandersetzung der Regionalbehörden mit den Forderungen der verschiedenen Stämme der Maori nach zusätzlichen Entschädigungen für ihre ehemaligen Ländereien beherrschten die Titelseite. Am Tag unserer Anreise war der Dow Jones um gewaltige 5,6% gefallen. Nach dem DAX und dessen Reaktion suchte ich vergeblich. Dafür las ich, dass die Fonds für Fleisch und speziell für Rinder deutlich an Wert verloren hatten. Natürlich liegt diese Thematik dem Neuseeländer näher als die Entwicklung der Börse und der Wirtschaft auf der andren Globusseite. Nur beim Sport fand ich einen europäischen Beitrag: Liverpool will den Angstgegner Arsenal schlagen. Der an Neuseeland gerichtete Appell für mehr Hilfe in Afghanistan stand unter dem Kleingedruckten. Größeren Raum erhielten die Beiträge über Schnellhochzeit, das erste Burkaverbot in Europa und den Tod einer Frau, die beim Raubüberfall auf einen Telefonladen von einem Polizisten erschossen wurde.

Auffällig starrten mich die Buchstaben MOTAT in einer Anzeige an. Das Museum of Transport and Technology machte auf sich aufmerksam. Dort bereitete man die Ausstellung der Solent IV vor - ein luxuriöses, doppelstöckiges Wasserflugzeug, mit dem in den frühen 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die legendäre Korallenroute durch die Südsee geflogen wurde, von

Auckland zu den Fiji-Inseln, weiter in die ehemalige deutsche Kolonie Samoa, von dort zu den Cook Islands mit den Atollen Akaiami und Aitutaki, und schließlich bis zum Endpunkt der Tour auf Tahiti. In zwei Jahren soll Jubiläum gefeiert werden. Mitglieder der letzten Crew restaurierten dieses einmalige Fluggerät.

Der ARD-Korrespondent Mario Schmidt drehte einige Jahre später einen Dokumentarfilm über diese vielleicht romantischsten Flugreisen der Luftfahrtgeschichte. Betreiber der Fluglinie war Tasman Empire Airways Limited, kurz TEAL, die heutige Air New Zealand.

Wie in diesem Beitrag weiter berichtet wurde, traf sich die ehemalige Crew mehrfach wöchentlich. Ob bei der alten Solent im Hangar des Museums oder in der Kneipe – die vier weißhaarigen Männer im vorgerückten Alter fachsimpelten immer über die technischen Raffinessen des Wasserflugzeugs, über die Erlebnisse mit dem großteils exklusiven Publikum an Bord und die aufregenden Ereignisse bei Wind und Wetter auf der einstigen Südseeroute.

Nichts hatte und habe ich mit diesen Veteranen gemein, rein gar nichts. Mit den Details der Technik konnte ich mich noch nie anfreunden und mir würde es nicht im Traum einfallen, nochmals an meinen alten Arbeitsplatz zurückkehren, den es so genau definiert gar nicht gab, auch wenn mal in dieser mal in jener Stadt für längere oder kürzere Zeit ein Schreibtisch und eine Sekretärin und auch Mitarbeiter auf mich warteten, so war ich in den letzten zwanzig Jahren meines Berufslebens weniger dort als auf Achse quer durch Deutschland, auch durch Europa und nach der Wende auch in den östlichen, den neuen Bundesländern und in den angrenzenden, vom Kommunismus sich lösenden Staaten Tschechien und Polen, und das mit dem Auto und dem Flugzeug, weniger mit der Eisenbahn, deren Schaukelei stets in mir die Befürchtung schürte, sie könnte in der

nächsten Kurve doch aus den Schienen kippen, was sie in allen vorherigen gerade noch vermied.

Doch, eine Leidenschaft teilte und teile ich schon mit den Piloten und Stewards der Solent, die Sehnsucht nach den paradiesischen Inseln der Südsee, von denen ich einige in den Jahren darauf kennen lernte – Tahiti, Moorea, Huahine, Raiatea und Bora Bora – was mir Stoff für das Buch „Im Herzen der Südsee“ gab, meiner meistgelesenen Reiseerzählung. Zu den Atollen Hawaiis im nördlichen Pazifik führte mich die Reiselust bereits mehrfach, was einen weiteren Besuch nicht ausschließt. Sollte ich den Weg nochmals in den Süden des Pazifiks finden, in das Herz der Südsee, dann stehen die Cook Islands der Coral Route und dort vor allem das geschichtsträchtige Rarotonga und die Südseeschönheit Aitutaki auf meiner Wunschliste ganz oben.

Im Ernst, die Anzeige des Museums machte mir Lust, einen Teil unserer Reisepläne über den Haufen zu werfen und spontan einige Tage Neuseeland mit einem Kurztrip in diese Südseeparadiese zu tauschen. Doch drei Gründe sprachen dagegen, der Wertverlust der Vouchers für die bereits gebuchten und bezahlten Hotels, Autos und Flüge, das zwar reichlich vorhandene aber letztendlich doch begrenzte Reisebudget und der Termin der Taufe unseres ersten Enkelkindes Annika direkt nach der geplanten Rückkehr, die wir unter gar keinen Umständen versäumen wollten.

Nachdenklich legte ich The New Zealand Herald beiseite. Ein anderes Mal sagte ich zu mir und konzentrierte meine Gedanken auf das, was wir uns in der Umgebung von Auckland noch alles vorgenommen hatten.

Kurz darauf brachen wir auf. Vorbei am Mt. Eden führen wir hinauf auf den One Tree Hill, der mit sagenhaften 183m höchsten Erhebung der Stadt und für die Maori ein heiliger Berg. Hier siedelten ihre frühen Vorfahren, errichteten ein Pa, ein Dorf, terrassierten den Hügel nach ihren

bescheidenen landwirtschaftlichen Möglichkeiten und pflanzten der Legende nach jenen einzigen Baum, der in späterer Zeit Pate für die Namensgebung stand. Sehr zu ihrem Leidwesen steht heute an seiner Stelle ein Obelisk, der provozierend an den Vertrag von Waitangi erinnert, der Neuseeland zur britischen Kolonie machte. Maori, Pa und Waitangi sollen vorerst Stichworte bleiben. Mehr wird darüber später zu berichten sein.

Weit über eine Million Menschen lebten zur Zeit unseres Aufenthalts in Auckland, einer sehr weitläufigen Stadt mit einem von oben gesehen winzigen Zentrum und unüberschaubar vielen Vororten mit lauter kleinen Häuschen. Nur noch etwas mehr als die Hälfte der Einwohner hatten einen europäischen Ursprung, 25% stammten aus dem pazifischen Raum, davon waren die Hälfte Maori, weitere 20% waren Asiaten. Diese Mischung würde anderswo einen Nährboden für soziale Auseinandersetzungen darstellen. Nicht so in Auckland und den anderen größeren Städten. Die Arbeitslosigkeit hielt sich in Grenzen und die jährlich neu hinzugekommenen Fremden wollten hier arbeiten und in den wenigsten Fällen wieder zurück in ihre Heimat, sondern dauerhaft arbeiten und, was der Regel entsprach, ein Residence Visa beantragen und hier bleiben.

Die meisten beherrschten Englisch bereits bei ihrer Ankunft oder sie lernten zur besseren Integration die Landessprache möglichst schnell - anders als dies bei den Gastarbeitern in unserem eigenen Land üblich war und leider noch ist.

Von hier oben konnten wir weit über den Hauraki Golf blicken, an dessen Ende sich im Dunst die Halbinsel Coromandel abzeichnete, im Südwesten schräg hinter uns erstreckte sich die Manakau Harbour genannte Bucht hinaus in die Tasmansee, im Nordwesten grüßte die Hügelkette der Waitakere Range, in der wir auf jeden Fall wandern wollten, im Süden dehnten sich die weniger vom Wohlstand

beleckten Viertel Manukau und Mangere aus, und inmitten der Neustadt stand der einer langen Nadel gleichende Sky-Tower, der höchste Fernsehturm dieser Art auf der südlichen Halbkugel.

Wir verzichteten auf die teure Liftfahrt hinauf auf den Sky-Walk in 192m Höhe, einen Besuch des Drehrestaurants Orbit und schon gar auf einen sicher extrem spektakulären Sky-Jump mit zusammengebundenen Beinen an einem langen Gummiband hängend von einer der Plattformen hinunter in die Tiefe. Bungee-Springen war allein aus Altersgründen nicht unser Metier.

Zwei Tage lang durchstreiften wir lieber die Stadt und ihre nähere Umgebung, lernten ihre vielfältige, bunte und offene Seite kennen, sahen über Zäune in liebevoll gehegte Gärten, spazierten durch Parks und auf gepflegten Wegen durch hügelige Landschaften, stellten fest, dass die Villen in Epson, Mt. Eden, Mt. Albert und Remura ein bisschen an das englische „My home is my castle“ erinnerten und „Kleinasien“ im äußersten Osten lag, wo sich viele Chinesen aus Taiwan niederließen, fanden in Otara und Mangere neben reichlich Industrie eintönigere Siedlungen für einfachstes Wohnen und bemerkten, dass hier die Arbeitslosigkeit und Armut sichtbarer als in anderen Ecken der Stadt zu Tage trat und neben Menschen aus dem South Pacific auch Inder, Vietnamesen, Chinesen und Philippiner die Straßen bevölkerten.

Auckland entwickelte sich zur heimlichen Hauptstadt Neuseelands und zu einem Drehkreuz des Südens, zumindest im pazifischen Raum, das seinen Tag- wie seinen Nachtrhythmus hat. Das Herzstück liegt rings um die Queen Street, der Hauptschlagader, in der Fort Street siedelten einst die ersten Europäer, neben der Queen Street erinnern die Victoria und die Albert Street bis heute an die gekrönten Häupter des Commonwealth, nach dem ersten Gouverneur wurde die Hobson Street benannt und die Tangentiale, die von den Werften vorbei am Überseehafen mit den großen